Begebenheiten, die Du sandtest. Möchte ihr Anblick das Herz eines Jeglichen erschüttern, daß er zum ernsten Gedanken an das, was Dein Wille sei, sich ermanne!

Ich aber, o Vater im Himmel, o ewiger Gebieter aller Schicksale, will niemals den Blick auf die Ereignisse werfen, unter welchen die Völker seufzen, ohne mich an die wahren, offenen und geheimen Ursachen des großen Uebels zu erinnern. Und in diesen Erinnerungen soll mein Glaube an Dich kräftiger werden, und mein Wille entschlossener, durch Rath und That, durch Wort und Beispiel Andere zu ermuntern, die zerstörte Wohlfahrt dadurch wieder aufzurichten, daß wir Deinen Geboten treuer folgen. Amen.

50.

Kriegsnoth

Ps. 27, 1.

Gib in des Krieges bangen Tagen,
Gott, mir nur Kraft, auf Dich zu schau'n;
Ich werde nimmermehr verzagen,
Kann ich nur fest auf Dich vertrau'n.
Wenn Menschenstärke nichts mehr nützt,
So ist's Dein Arm noch, der mich schützt.

Was hilft der Streiter große Menge?
Was hilft Gewalt'gen ihre Macht?
Der Ross' und Wagen dicht Gedränge
Hat doch nicht immer Sieg gebracht;
Der wird allein von Deiner Hand,
Wem Du ihn gönnest, zugewandt.

Kein blinder Zufall herrscht auf Erden,
Du bist der Gott, der Alles führt;
Du läss'st es Allen inne werden,
Daß Dir allein die Macht gebührt.
Zürnet immer, Völker, rüstet euch!
Ist Gott für uns, so fehlt der Streich.

Drum fallen wir in Deine Arme,
O Vater der Barmherzigkeit,
Und flehen demuthvoll, erbarme
Dich über uns zur bösen Zeit!
Laß Gnade uns für Recht ergeh'n,
So bleiben wir doch aufrecht steh'n.

Wer könnte auch in Tagen des Kriegs an etwas Anderes denken, als an das, was uns durch jedes Gespräch mit Freunden, durch

jede neue Botschaft, durch den Anblick so vielerlei Rustungen und fremden Völker immer wieder in das Gedächtniß gerufen wird? — Wer könnte leicht an etwas Anderes denken, als an das, woran uns die Klagen von so vielen unserer Mitbürger, woran uns unser eigener Verlust fast täglich erinnert?

Die Noth des Krieges dauert fort. Sie hat sich über unser ganzes Vaterland verbreitet. Die Schlachtfelder, gestern in unserer Nähe, heute in der Ferne, bleiben zwar nicht dieselben, aber die fortdauernden Anstrengungen fangen immer mehr an, unsere Kräfte zu erschöpfen. Wo ist noch ein Land, welches nicht über den Trümmern seines alten, zerstörten Wohlstandes trauert? Wie viel Städte und Dörfer sind noch, welche nicht um geliebte Todte weinen müssen, die ihnen der Krieg entriß? Wo ist ein Haus, welches nicht durch Bewirthung fremder Krieger, durch überschwengliche Steuern und Auflagen, durch Verminderung seiner Einnahmen, in Sorgen und Verlegenheit gestürzt ward?

Auch ich habe, gleich tausend Andern, eingebüßt und büße täglich ein von dem, was Gottes Segen und Fleiß und Sparsamkeit mir gaben. Vor mir liegt eine schwarze Zukunft. Wer kann mir sagen, ob ich noch das Wenige behalte und rette, was mir der Sturm der Kriegstage übrig ließ? Meine Gesundheit ward von dem Unglück der Zeiten so sehr erschüttert. Schrecken, Furcht und Hoffnung, Sorge und Angst für mich, für Andere, stürmten auf mich ein. Ich sah auf Gott, blieb standhaft, bin es noch. — Werde ich es lange noch ertragen?

Und doch, was ich gelitten, ist es schon das Schwerste? Das Schwert des wilden Krieges verschonte mich. Doch Wunden und selbst der Tod sind nicht von allen Kriegsübeln das übelste. Siehe — ganze Dörfer sind Aschenhaufen; ganze Felder zertreten; ganze Heerden entführt; ganze Familien ohne Nahrung und Hilfe. — Siehe — hier verstümmelte, verkrüppelte Mitmenschen, in Blut und Wunden unter Todesfiebern schlecht verpflegt; dort eine Braut, die verzweifelt, eine Mutter, die ihren Sohn mit jahrelanger Zärtlichkeit erzog, so manche trübe Nacht einst an seiner Wiege, an seinem Krankenbette durchwachte, einst des Alters Trost von ihm erwartete, und nun von

seinem schmählichen Tod in der Ferne hört; — ein treues Ehepaar getrennt; — eine Tugendhafte durch höllische Wuth entehrt. — — Ach, könnte der Sterbliche den unbeschreiblichen Jammer, der jetzt Millionen Herzen zerreißt, vereinzelt erkennen, — ihn würde das Entsetzen vernichten.

Oft schon, wenn ich dieses endlosen Jammers weit umher gedachte, und einsam da stand in den Schrecken des Tages, sprach ich zu mir selber: Wohin führt der Wahnsinn ihrer Leidenschaften die Sterblichen! Gott schuf sie zur Glückseligkeit; alle suchen diese Glückseligkeit, und ziehen wider einander aus, als wäre ihr Beruf das Elend und der namenlose Schmerz; als hätten sie geschworen, sich gegenseitig von der Welt zu vertilgen, und nichts als eine blutige Einöde hinter sich zurückzulassen.

Oft wollte ich den Völkern, oft dem Stolze der Fürsten Vorwürfe machen. Was nützt, sprach ich in mir, alle Lehre der Weisheit, alle Aufklärung, alle Religion, wenn der Mensch nicht endlich menschlicher und friedlicher wird? — Aber dann gedachte ich der tausendfach verschiedenen Verhältnisse der Menschen, und des Widerspruchs, der in ihren gegenseitigen Rechten oft statt finden kann. Ich gedachte der Pflicht eines Jeden, sein Recht zu beschirmen gegen fremde Gewalt; und daß es oft Rechte gibt, für deren Erhaltung zum Besten der Welt und ihrer Nachkommen Gut und Leben kein zu hoher Preis sein können. Wer möchte sich von raubsüchtigen, gefühllosen Barbaren unterjochen, seine Freiheit, seinen Wohlstand zum bloßen Spiel ihrer Laune herabsinken lassen? Und wie der einzelne Mensch, so ein ganzes Volk. Auch ein gesammtes Volk hat seine eigenen Rechte, seine eigene Ehre, seinen eigenen Wohlstand. Auch ein gesammtes Volk hat seine Pflichten, sich und den Nachkommen Freiheit und Ehre zu bewahren, als Hauptbedingungen, unter welchen allein jedes Mitglied des Volks edel und rühmlich wirken kann. Zwischen dem Bürger und Bürger eines Ortes kann über das zweifelhafte Recht die Obrigkeit entscheiden; zwischen verschiedenen Völkern, vermag es die Weisheit der Fürsten nicht, entscheidet die Macht. Die Macht liegt aber weniger in der Menge der Waffen und Hände, als in dem Muthe derer, die streiten; der Muth aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entspringt aus dem lebendigen Glauben und Wollen des Rechts. Gott richtet zuletzt.

Es ist eine weibische Schwäche, allen Krieg zu verdammen, einiger ihn begleitenden Uebel willen. Ein gerechter Kampf für das Vaterland und das Wohl der Nachwelt bleibt ewig ruhmwürdig und edel. Ich preise den Mann, der nicht aus bloßer Feigheit sich in Sklaverei gibt; ich preise das Weib, welches sich lieber das Leben als die Ehre rauben läßt: soll ich nicht eines ganzen Volkes Pflichtgefühl und Heldenmuth ehren? Der Kampf um Selbsterhaltung ist allezeit der gerechteste vor Gott und Menschen; er ist der rühmlichste, weil er der pflichtmäßigste ist. Ein Volk aber ohne Ehre und Selbstgefühl ist kein Volk mehr, sondern des Fremden Raub und Spott; ein Haufe feiler Knechte, der um Lohn dient, und zufrieden ist mit dem dürftigen thierischen Dasein.

Auch Jesus Christus, da er sein heiliges Wort auf Erden predigte, sah voraus, daß seiner göttlichen Wahrheit ein schwerer Kampf bevorstehe. Er selbst weissagte Krieg und Blutvergießen, die erfolgen würden. Er weissagte seinen eigenen Jüngern: Sie werden eurer Etliche tödten; ihr werdet gehaßt sein von Jedermann, um meines Namens willen. (Luk. 21, 16. 17.) Aber er ermahnte sie, nicht feig zu verzagen und ihres Habes und Gutes zu schonen, oder ihr Leben über Alles zu achten: sondern er ermunterte sie, auszuharren und standhaft zu sein bis ans Ende; sich nicht zu fürchten vor denen, die den Leib tödten! — Noch am Ende seiner Tage rief er ihnen beim Blick in die trübe, kriegerische Zukunft zu: Fasset eure Seele mit Geduld! (Luk. 21, 19.)

Auch ich will meine Seele mit Geduld fassen, und standhaft ausharren in den Stürmen dieser Zeit. Verzagen vor den Uebeln, die noch drohen, heißt seinen Glauben an Christus Wort aufgeben. Denn der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen? (Ps. 27, 1.)

Der Krieg ist von allen irdischen Uebeln wohl das schauderhafteste, nicht weil er ganze Länder und Völker zerstört — auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der giftige Hauch der Pest macht ganze Landschaften zu Einöden; nicht weil er das Elend unter den mannigfaltigsten Gestalten hervorbringt — auch das Erdbeben kann es herbeiführen: sondern weil er das Werk der Menschen selber ist zu ihrem Verderben.

Auch ich erkenne neben der Gräßlichkeit dieses Uebels dessen Unvermeidlichkeit. Wie oft zwischen zwei redlichen Menschen, bei der Dunkelheit ihrer Rechtsame, oder weil diese Rechtsame sich feindselig einander entgegenstehen können, Widerspruch erwächst, welchen zuweilen der Scharfsinn des billigsten Richters nicht zu schlichten weiß: eben so kann auf ähnliche Weise zwischen verschiedenen Völkern ein Kampf werden, da jeder Theil sein Recht und seinen Wunsch mit den Waffen beschützt.

Alles Unvermeidliche auf Erden aber ehre ich als Fügungen einer höhern, weltordnenden Macht, welcher nicht am bloßen Wohlsein, am sinnlichen Genusse, an Geld und Gut, an Reichthum und Armuth, selbst nicht am Leben einzelner Menschen so viel gelegen ist, als an der geistigen Stärke und Veredlung des einzelnen Menschen, wie des gesammten Volkes. — Durch die Leitung der göttlichen Vorsehung wird auf solche Weise der Krieg selbst ein wohlthätiger Erzieher des menschlichen Geschlechts.

Wahr ist es, dieser furchtbare Erzieher vernichtet manch herrliches Erbe, welches wir von den Vätern hatten. Aber auch der Sturm bricht Häuser, entwurzelt Eichen; auch der Hagel zerschlägt die Hoffnung goldener Aernten; das Erdbeben verschlingt blühende Inseln, volkreiche Städte — sind diese Uebel darum weniger Werkzeuge des großen Allwaltenden, der über den Sternen herrscht?

Der Krieg zerstört die alten gewohnten Ordnungen, in welchen unsere Väter und wir selbst so lange glücklich gewesen waren. Das Zusammenstürzen des theuern Vaterhauses ist freilich schmerzlich zu sehen. Aber nicht die ruhige Gewohnheit, sondern eine hohe Selbstständigkeit ist es, welche der Himmel von uns fordert, eine Selbstständigkeit des Gemüthes, welche unter dem Wechsel der Schicksale unveränderlich gilt. Ohne innere Ueberzeugung, ohne Tugend ist solche Selbstständigkeit

ungedenkbar. Was aber ist der Mensch, wenn er lange in friedlicher Stille dahinlebte? — Ein Geschöpf beibehaltener Gewohnheiten, lang gepflegter Uebungen. Was er thut, geschieht selten so oft aus innerm Triebe, aus dem Ueberlegen und Herausfühlen dessen, was heilig oder gerecht sei, als vielmehr, weil er nicht aus dem bekannten Gleise des Schicklichen und Ueblichen treten will. Er gibt Almosen, weil es eingeführt ist; er geht zur Kirche, weil er es von Kindheit an gewohnt war, nicht daß ihn sein Herz ruft. So in viel andern, so in den meisten Dingen. Seht auf den Haufen des verwahrloseten, niedrigen Volkes, wenn die alten Ordnungen brechen, die Gesetze nicht mehr schrecken, die Obrigkeiten abtreten, das Herkommen seine Ehrwürdigkeit verliert: Es wird sich Ausschweifungen gestatten gegen die eigenen Mitbürger, Ausschweifungen, die selbst ein gebildeter, edler Feind verachtet; es wird in seiner eigenthümlichen verwilderten Art dastehen, die man vormals nicht sah, nicht kannte, so lange es noch der Gewohnheit zu Gefallen die täuschende freundliche Maske trug. Und verbergen wir es uns nicht; daß nur zu oft unsere scheinbare Güte, Gerechtigkeitsliebe, Frömmigkeit und Religiosität weniger Folge unserer innigsten Ueberzeugung und Sehnsucht zum Guten, als Frucht herkömmlicher Uebung und bloßer Achtung der eingeführten Sitten sei.

Es zerstört der Krieg viel Herrliches der Vorwelt, viel Gutes, das wir selbst bauten, und noch mehr Entwürfe, die wir in Zukunft auszuführen dachten. Aber eben dieser schreckliche Zerstörer entwickelt dadurch unsere Kraft. Wir sind nicht sowohl auf Erden vorhanden, um zu bauen und uns an unsern Werken zu ergötzen, als vielmehr die uns inwohnenden Kräfte durch beständiges Kämpfen gegen obwaltende Hindernisse zur möglichsten Vollkommenheit zu steigern. Denn unser unsterblicher Geist ist eine Kraft, berufen zur ewigen Wirksamkeit. Ruhe erschlafft und ist ein halber Tod. Nur Thätigkeit ist Leben und gewährt Stärke. Der Krieg verwüstet, aber verwüstet nur nichtige Werke; die Kräfte dagegen belebt er. Ist nicht die Nothwendigkeit von jeher die Mutter oder Erweckerin der seltensten Eigenschaften des Menschen gewesen?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der Krieg zerstört — aber nur das Nichtige und Zerstörbare. In der allgemeinen Unsicherheit von unserm Hab und Gut, selbst von unserm Leben, erscheinen uns diese Dinge endlich einmal in ihrem wahren Werth. Wir fangen endlich an, uns mit dem Gedanken zu versöhnen, Alles, was wir haben, verlieren zu können; wir werden dagegen gleichgültiger. Wir finden selbst, daß es noch höhere und bleibendere Güter gibt, als diese sind, welche uns in wenig Stunden sämmtlich entrissen werden können. Und erst solch ein Mensch, der auf dieser Stufe steht, ist seiner selbst würdig geworden; ist im Begriffe, ein Christ zu werden im göttlichen Sinne des göttlichen Meisters; ist auf dem Wege, ein freies, reines Gemüth, ein heiteres Bewußtsein, ein Herz voller Tugenden höher zu achten, als Alles, was die Welt gewähren kann. — Nur was vom Geiste stammt, nur was dem ewigen Geiste angehört, ist ein bleibendes Gut; alles Andere Staub, Täuschung und Blendwerk. Müssen nicht Fürsten von ihren Thronen niedersteigen, Sieger in Gefangenschaft gehen, reiche Schwelger betteln, und die, denen sonst Alles gehörte, Herd und Heimath verlassen? Nur dem, der mit Jesu Seelengröße die Welt betrachtet, und was sie gibt, erscheint alle Feindseligkeit der Welt ohnmächtig; der kann Alles verläugnen, sein Kreuz auf sich nehmen und dem Alleinheiligen nachfolgen. Wer am Staube hängt, im Nichtigen seine Wollust, sein höchstes Gut erblickt, der verdient mit dem Staube unterzugehen.

Der Krieg zerreißt gewaltsam viele irdische Bande — aber eben dadurch stärkt er die Herzen zur Knüpfung edlerer Verhältnisse. Wie sich die ruhige Luft zuletzt selbst vergiftet und das stille Gewässer des Sumpfes in Fäulniß übergeht: so löset sich ein Volk im langen, ungestörten Frieden durch das Verderben der Selbstsucht auf. Eine Stadt, ein Dorf, eine Familie scheidet von der andern, und zuletzt sucht jeder einzelne Bürger nur seinen eigenen Nutzen, sein eigenes Vergnügen, seine eigene Ehre, unbekümmert um die übrigen. Der Neid und die Eifersucht tritt zwischen die Stände und erzeugt einen geheimen Bruderzwist. Die Gesetze herrschen nicht mehr in den Seelen, sondern nur über die einzelnen Handlungen. Das Vaterland

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wird zum leeren Namen, ohne Bedeutung; die Liebe des Fürsten und Vaterlandes ergießt sich höchstens nur in kalte, übliche Schmeicheleien. Der Leichnam des Staates steht noch; aber die Seele ist fast davon gewichen — aber der Sturm kommt und entgiftet die Luft, und die zusammen getriebenen Wellen reinigen sich von der Fäulniß. Die allgemeine Kriegsnoth, da Alles in ihr den Untergang droht, ermannt die trägen, eigennützigen Bürger aus der Sicherheit. Zum erstenmal fragen Tausende nach ihren Mitbürgern, schwören Tausende in Noth und Tod zusammenzuhalten, rufen Tausende das gemeinsame Vaterland und dessen Ehre an, segnen Tausende mit aufrichtigem Herzen die Fürsorge des Landesfürsten, der Leid und Freude mit ihnen theilt und trägt. Die allgemeine Noth gleicht den Unterschied der Stände aus; der Arme hält sich am Reichen; der Reiche findet Schutz durch den Armen. Das ganze Volk wird wieder eine einzige Brüderschaft, die einzige Familie eines treuen Landesvaters, und die größte Stadt nur zum kleinen Punke im Vaterlande.

Und wie in der Kriegsgefahr alle Bürgertugenden sich mit bewundernswürdiger Macht entwickeln, um das Ganze zu retten: so erwacht in der Brust jedes Einzelnen wieder der Sinn für Christentugend, ungeheuchelte, tief empfundene Religiosität, welche weit entfernt von jenem schlaffen, äußerlichen Gewohnheitswerk ist, das oft den Namen des edelsten aller Kleinode führen muß. Es erhebt sich in der Brust ein stärkeres Vertrauen zur Allmacht, ein felsenfester Glaube an Tugend, Recht und Vorsehung, ein Glaube, der alle Waffenkünste besiegt, und alle Erdenmacht und alle Feindeslist zuletzt zu Schanden macht.

Dies ist die Frucht der Kriegsnoth. Sie ist der Staaten und der Menschen bittere Arznei, die Jeder mit Schaudern meiden will, und endlich doch ergreifen muß.

Und betrachte ich den Krieg aus diesem Gesichtspunkte: so wird mir sein Dasein in der Welt nicht unbegreiflich, sondern ich erkenne selbst die Nothwendigkeit seines Erscheinens. Ich lerne Gottes Weisheit in den Kriegsstürmen, die er verhängt, an-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

betend verehren, wie in den Wettern des Himmels, wenn derselbe tobende Blitze herabsendet auf die erschrockene Welt.

Oft habe ich, oft, mein Gott, im Stillen über das Elend dieser Zeiten gemurret, und im Stillen gefragt: Warum so vieler Jammer? Kann ihn Gott, der Gott der Liebe, seinen Menschenkindern senden? Oft, wenn ich einen Theil meiner seit Kindheit an gehabten Bequemlichkeiten und Genüsse fallen lassen und jetzt im spätern Alter wohl das gewohnte Weiche zuweilen mit dem Harten vertauschen lernen mußte, sprach ich: es thut doch weh! — Oft, wenn ich, was mir Weniges blieb, zuweilen noch weit unglückseligern Brüdern, oder das Scherflein zum Beistand Aller am Vaterlandsaltar hinreichte, und dann der bange Gedanke sich an mich drängte: wie wird es einst den Meinigen ergehen? — oft ward dann Alles düster um mich. Ich hörte nur meine Seufzer, fühlte nur die Gluth meiner Thränen. — Nun aber — nun, Gott, Weltordner, Vater, Wunderbarer, Furchtbargroßer in Deinen Verhängnissen, nun murre ich nicht wieder. Ich erkenne Dich auch im Gewitter des Krieges! ich bete Deine Geisterliebe auch im Getümmel des Schlachtfeldes an. Die nicht mehr leiden, sind bei Dir; die heute noch leiden, verdienen das Leiden. Denn wer noch um den Verlust des Irdischen klagt, hat noch zu hohen, sträflichen Werth auf das Vergängliche gesetzt; ist noch zu verweichlicht, ist noch nicht reif zu jener Vollkommenheit, in der wir uns für unsere Brüder und das Vaterland, Vaterland und Familie für die Sache der Menschheit, für die Sache Gottes opfern sollen!

Ich fasse meine Seele mit Geduld. Dem Christen geziemt der Heldenmuth, mit welchem Christus für die Brüder das Leben ließ. Ergeben, Gott, in Deinen Willen, kann mir nichts Schreckliches begegnen, weil auch der Verlust alles dessen, was ich auf Erden habe, nicht schrecklich ist dem, der Dich hat. Amen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf